BASTEI
LÜBBE
TASCHENBUCH

Weiterer Titel der Autorin:

In der Nacht weint meine Stadt (exklusiv als E-Book)

Über die Autorin:

Als Autorin und Historikerin hat sich Michaela Saalfeld ganz der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts verschrieben. Mit ihrem Roman über die Anfänge der ersten deutschen Demokratie hat sie sich einen lebenslangen Wunsch erfüllt. Sie lebt mit ihrer Familie in Berlin.

MICHAELA SAALFELD

Was wir zu hoffen wagten

ROMAN

BASTEI LÜBBE
TASCHENBUCH

BASTEI LÜBBE TASCHENBUCH
Band 17707

Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen.

Originalausgabe

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
AVA international GmbH Autoren- und Verlagsagentur, München.
www.ava-international.de

Copyright © 2018 by Bastei Lübbe AG, Köln
Lektorat: Dr. Stefanie Heinen
Titelillustration: © Richard Jenkins; © ARZTSAMUI/shutterstock.com;
Vaobullan/shutterstock.com; Helen Hotson/shutterstock.com
Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel | punchdesign, München
Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen
Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro
Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck-Germany
Printed in Germany
ISBN 978-3-404-17707-3

2 4 5 3 1

Sie finden uns im Internet unter
www.luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Ein verlagsneues Buch kostet in Deutschland und Österreich jeweils überall dasselbe. Damit die kulturelle Vielfalt erhalten und für die Leser bezahlbar bleibt, gibt es die gesetzliche Buchpreisbindung. Ob im Internet, in der Großbuchhandlung, beim lokalen Buchhändler, im Dorf oder in der Großstadt – überall bekommen Sie Ihre verlagsneuen Bücher zum selben Preis.

Für Raúl,
zur Erinnerung an Wipers.
Und an Scottie Brown-Brown, Godelieve
und all die anderen.

Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut
In allen Lüften hallt es wie Geschrei,
Dachdecker stürzen ab und gehn entzwei,
Und an den Küsten – liest man – steigt die Flut.

Der Sturm ist da, die wilden Meere hupfen
An Land, um dicke Dämme zu zerdrücken.
Die meisten Menschen haben einen Schnupfen.
Und Eisenbahnen fallen von den Brücken.

Jakob van Hoddis, Weltende

Vorspann

Berlin 1918
9. November

Die Zeit ist aus. Jetzt kommen wir:
Die andern! Die andern!

Kurt Tucholsky

1

Über der Stadt hing ein Himmel aus Eisen. Darunter aber, in den Schluchten zwischen den Häusern, gerieten Ströme in Bewegung, die nichts und niemand hätte aufhalten können. Flüssiges Blei. Wen diese Wogen aus Menschen erfassten, den rissen sie mit, und was immer sie niederwalzten, konnte sich unmöglich wieder erheben.

Hier, hinter dem Hochbahnhof Prinzenstraße, wo sich eine Fabrik an die andere reihte, füllten die Straßen sich im Handumdrehen. Felice, die sich anders als ihre Geschwister nichts aus Kino machte, hatte das Gefühl, in einem Film zu sitzen, der durch technische Tricks für unwirkliches Grauen sorgte: Beim Anblick der endlosen Kolonnen, die aus Türen, Toren und Portalen quollen, fiel es schwer zu glauben, dass die Stadt so vielen Menschen Platz bot, geschweige denn, dass ihr die jungen Männer fehlten, dass unzählige nicht zurückkommen würden.

Hatten all diese Leute – aus den Stahlgießereien, den Pulverfabriken – ihre Arbeit niedergelegt? Standen jetzt wahrhaftig die Räder des gewaltigen Mahlwerks, der Kriegsmaschinerie still?

Felice versuchte, sich durch die wogende Masse zum Eingang des Fabrikhofs durchzuschlagen, wo Recha noch immer in der Wohnung hauste, die ihr Liebhaber ihr eingerichtet hatte. Ihr Atem ging keuchend. Vom Savignyplatz bis hierher war sie ohne Pause gerannt, während Bilder an ihr vorbeifluteten: Menschen, die alles stehen und liegen ließen und aus Häusern, Hallen und Fabriken, aus Geschäften, Schulen und Lokalen auf die Straßen

eilten. Seit Wochen hatten sie starr vor Spannung auf ihre Nachricht gewartet – war sie an diesem Morgen endlich eingetroffen?

Selbst wenn es so war, stand Felices Nachricht noch immer aus, und in ihrer Bauchhöhle rumorte blanke Angst.

Gesichter glitten an ihr vorüber, leichenblass, ausgemergelt, die Augen in Höhlen. Zwischen Köpfen blitzte das Rot von Fahnen, die feuchter Wind zum Knattern brachte. Felice hatte sich bis zur Litfaßsäule vorgekämpft, wo Zeitungsjungen ihre Blätter anpriesen, als sie Recha in einem Strom von Arbeitern auf sich zutreiben sah.

»BZ am Mittag«, brüllte ein drahtiger Bursche ohne Mütze, »schneller weg als warme Semmeln! Schnappt euch eene, oder wollt ihr eure Zukunft verpennen? Der Kaiser hat abjedankt!«

»Recha!« Felice schrie, dass ihr die Lunge schmerzte. Groß genug war sie. Wenn sie sich reckte, hallte ihr Ruf über Köpfe hinweg. »Recha, warten Sie, ich muss mit Ihnen sprechen!«

Im Gegensatz zu Felice war Recha klein und kompakt. Ihr Kopf mit den dichten, in sämtliche Richtungen strebenden Locken tauchte alle paar Schritte in der Menge unter. Würde mit ihr zu reden sein, so vertrackt die Dinge auch zwischen ihnen standen? Sie mochten sonst nichts gemeinsam haben, doch sie waren beide Schwestern. Ältere Schwestern, denen irgendwann einmal eingeschärft worden war, auf ihre kleinen Brüder zu achten.

»Felice, halt Wilhelm an der Hand! Das Kindermädchen ist eine Schlampe, wenn dem Kleinen etwas zustößt, ist es deine Schuld.«

Recha würde das kennen. Sie musste um Gabriel gebangt haben, wie Felice um Willi bangte, und wenn sie Nachricht von ihm hatte, würde sie nicht so grausam sein, sie ihr vorzuenthalten.

Alle hier haben Brüder, durchfuhr es Felice. *Alle Frauen. Und eine, die keinen Bruder hat, hat einen Vater, Söhne, einen Bräutigam, ist Witwe, bevor sie verheiratet war. Wir sitzen im selben gott-*

verdammten Boot, aber wie so oft habe ich nichts davon bemerkt. Wind zerrte an ihrem Haar, und ihr Gedankenfluss stockte. Außer ihr schien jeder jemanden bei sich zu haben, der ihn bei der Hand nahm oder ihm den Arm zum Unterhaken reichte. Allein war nur Felice, die still und in verkehrter Richtung stand.

»Ebert ist Reichskanzler!«, schrie der Junge an der Säule. »Gerade erst aus der Reichskanzlei verkündet, und die *BZ* ist wie immer mittenmang dabei!«

Quintus' Zeitung, dachte Felice. *Sein Blatt für Schweinehirten.* Die *BZ am Mittag* rühmte sich, die schnellste Zeitung nicht nur des Deutschen Reiches, sondern der gesamten Welt zu sein. Noch in der letzten Viertelstunde vor Beginn des Straßenverkaufs könnten Nachrichten eingearbeitet werden, hatte Quintus behauptet.

»Wie soll denn das machbar sein?«, hatte Felice dagegengehalten. »So schnell arbeitet doch kein Setzer.«

Selbstgefällig hatte Quintus gegrinst. »Moderne Technik wirkt eben Wunder. Eines Tages werden wir schnell genug sein, von Ereignissen zu berichten, noch ehe sie überhaupt geschehen sind.«

»Habt ihr Bohnen inne Ohren?«, brüllte der Junge an der Säule. »Der Kaiser hat sich vom Acker jemacht, ihr Trantüten.«

Felice reckte sich, um Recha im Gewimmel wiederzufinden. Sie waren höchstens fünf Schritte voneinander getrennt, doch in den Abstand quetschten sich Menschenleiber. Zwischen hüpfenden Köpfen sah sie Rechas Gesicht jetzt deutlich. Es war von Kälte gerötet, herzförmig und so reizend, dass der Blick sich anschmiegen wollte, während der Lauf der Welt weiterhastete. Rechas schläfriger Liebreiz verblüffte. Auf der Leinwand verkörperte sie zerrissene Frauengestalten in düsteren, wüsten Dramen, die über ihre Zeit hinauswiesen.

Ihre Blicke trafen sich. Die Farbe von Rechas Augen ließ sich auf die Entfernung so wenig erkennen wie im Schwarz-Weiß ei-

nes Kinofilms, und doch schwärmte das filmbegeisterte Berlin davon: *Recha Süßapfels Augen schillern wie Moorseen, sie sind genauso tief und nicht minder gefährlich.* Felice hatte keine Ahnung, wie tief Moorseen waren. Sie hatte den Reiz von Rechas Augen für gefährlich gehalten, doch in diesem Moment war sie nur froh, dass die andere da war – eine, die ihr nicht fremd war, die erfassen würde, welche Angst ihr die Kehle zuschnürte.

Eine, die ich kannte, als wir noch stark und voll Hochmut und vollzählig waren. Eine, die von dem Leben weiß, das wir geführt haben. Von all den Träumen, von Hoffnung und Dummheit. Von uns.

In der Straßenmitte gab es kein Durchkommen. Felice hob die Hand und wies nach links, stieß mit dem Ellenbogen einen Mann beiseite und boxte sich in Richtung Gehsteig weiter. Recha begriff und begann, sich in dieselbe Richtung ihren Weg zu bahnen. Am Rand, bei der Häuserwand, blieb eine schmale Rinne frei von Menschen. Dort standen sie still, an die Mauer gepresst und so dicht voreinander, dass ihre Atemwolken sich vermischten.

»Recha.«

»Ja, so heiß' ich.«

Rechas Blick, der sich nicht beirren ließ, hatte Felice von jeher irritiert. Die Worte entglitten ihr: »Bitte helfen Sie mir. Ich habe solche Angst.«

»Um Willi?«

Felice nickte. »Seit der Verhaftung sind wir ohne Nachricht. Es ist nicht gerecht. Willi ist so …«

»Jung«, beendete Recha ihren Satz. »Das habe ich von Gabriel auch gedacht. Von uns allen. Selbst von denen, die alt sind: Wir sind zu jung.«

Felice öffnete den Mund, doch dann schwieg sie. Sie hatte auffahren wollen, man könne einen Jungen, der vier Jahre Gemetzel überlebt hatte, nicht dafür umbringen, dass er das Metzeln leid war. Die Worte aber waren allzu naiv, sie hätten zu ihrer

Schwester Ille gepasst, nicht zu ihr. Wenn die vier Jahre sie nicht gelehrt hatten, dass zwischen Recht und Gerechtigkeit Abgründe klafften, dann verfolgte sie das falsche Lebensziel. Sie musste sich an die Gesetzeslage halten, musste erreichen, dass kein Standgericht, sondern eine gründliche Untersuchung stattfand.

»Ich habe auch keine Nachricht«, sagte Recha. »Aber ich treffe mich vor dem Reichstag mit Curt Birnbaum. Wenn Sie wollen, kommen Sie mit.«

Birnbaum war Kriegsberichterstatter, nicht für *Messters Woche*, die Aufnahmen von vorderster Front auf Kinoleinwänden präsentierte, sondern für irgendwelche unbekannten Zeitschriften. Felice kannte ihn kaum. Er gehörte zu Wolfgangs und Rechas Bekannten, zu dem Kreis, in den Willi eingetaucht war, als wäre er nie als Sohn einer Bankiersfamilie aufgewachsen. *Vielleicht war ich neidisch,* dachte Felice. *Vielleicht habe ich Recha mit meinem Hass verfolgt, weil ich nicht aushalten konnte, dass mein kleiner Bruder sich die Fesseln so viel gründlicher abgeschüttelt hat als ich.*

»Birnbaum war in Kiel?«, fragte sie.

Recha nickte. »Er hat mich angerufen. Gestern Abend. Wir wurden mitten im Gespräch unterbrochen, weil aller Telefonverkehr unterbrochen wurde.«

»Sie haben Telefon?«, entfuhr es Felice. In der Reichshauptstadt kam auf zwanzig Menschen nicht mehr als ein Anschluss, und die Inhaber waren Unternehmer, wohlhabende Bürger, keine Schauspielerinnen, die auf Kreuzberger Fabrikhöfen hausten.

»Dafür hat Wolfgang gesorgt.« Abrupt senkte Recha den Kopf. »Für alles. ›Du bist beim Film‹, hat er gesagt, ›du musst ans Fernsprechnetz. Wenn jemand eine Hauptrolle zu besetzen hat, musst du die Erste sein, die er erreicht.‹«

Die Menge scherte aus, weil ein Krümperwagen die Straße hinunterzockelte. Der Gaul, der ihn zog, war ein klappriges Ge-

rippe, das in den Sielen hing und kaum die Hufe hochbekam. Obenauf drängten sich Soldaten, die meisten blutjung wie Willi. Manche riefen und winkten mit den Mützen, aber keiner lachte. Es gab keinen Überschwang, keine Spur von Freude.

Das waren die Männer, die zurückkamen. Vielleicht hatten sie gehofft, in diesen Straßen die Heimat zu finden, nach der sie sich gesehnt hatten. In Wahrheit aber hatten sie sich nach keinem Ort, sondern nach einer Zeit gesehnt, und diese Zeit existierte nicht mehr.

»Der Kaiser hat abjedankt!«, brüllte der Junge von der *BZ* wieder.

Das Alte war fort. Aber wie sah das Neue aus, das jetzt kam?

Felice und Recha wurden vom Gewicht der Menschenleiber gegen die Hauswand gedrückt. Erst als der Wagen vorbeigerumpelt war und die Menge sie freigab, blickte Recha auf. »Ich muss weiter. Sonst verpasse ich Birnbaum.«

Damit schloss sie sich wieder dem Strom an, auf dem ihr Kopf wie eine Boje davontrieb. Während Felice sich vorankämpfte, stiegen vor ihr Bilder vom Tag der Mobilmachung auf, als sie sich ebenso durch eine Menschenmenge ihren Weg gebahnt hatte. Damals war August gewesen, die Luft vor Hitze flimmernd, heute war November, die Wolken waren schwer vor Feuchtigkeit. Damals hatten die Ströme aus Männern bestanden, die Felice wie Kinder vorgekommen waren, heute wimmelte die Stadt von Frauen, und selbst die Kinder hatten etwas Altes.

»Zu Weihnachten in Paris«, hatten die Männer mit den Kindergesichtern gegrölt, sie hatten die Kaiserhymne gesungen, die *Wacht am Rhein* und Lieder von Filip von Schlei. Heute war kein Grölen und kein Singen zu vernehmen, nur das Trampeln von Schritten und hier und da eine Stimme, die vor Kälte rau eine Parole rief.

Der Verkehr schien bis auf die müden Militärfuhrwerke lahmgelegt. In der Wilhelmstraße, dem Regierungsviertel, das

manche das Hirn der Hauptstadt nannten, hatten Soldaten einen Bierwagen in den Rinnstein gezerrt und saßen reglos, Gewehre im Anschlag, obenauf. In ihren Gesichtern stand Hunger. Hatten sie erwartet, an Tafeln empfangen zu werden, die sich unter Aal grün und Gurkensalat, Schrippen mit Hackepeter und Schweineohren bogen? Berlins Bewohner, selbst die, die Geld hatten, lebten im vierten Winter von Eintopf aus Steckrüben und einem halben Hering für den Freitag. Die hatten nichts abzugeben. Denen stand derselbe Hunger in den Gesichtern wie denen auf dem Wagen.

Die Fassaden der Regierungsgebäude wirkten abweisend, die Fenster dunkel, ausgestorben. Lebendig gebärdeten sich nur die Zeitungsjungen: »Schluss mit dem Alten! Der Kaiser hat abjedankt!«

Entsprach das der Wahrheit? Wenn es tatsächlich gelungen war, den Kaiser zu diesem Schritt zu bewegen, war die Bedingung der Amerikaner erfüllt. Auf seinem blutigsten Höhepunkt war der Krieg zum Stillstand gekommen. Wie konnte dann noch ein Mann dafür erschossen werden, dass er aufgehört hatte zu kämpfen?

Scharfer Wind trieb Felice ins Gesicht. Die Frage gehörte in ihr Metier, sie war zu firm darin, um sich etwas vorzumachen. Als ihr Bruder Willi zu kämpfen aufgehört hatte, war der Kaiser noch der Kaiser gewesen, und die Heeresleitung hatte keinen Frieden, sondern eine Entscheidungsschlacht gegen Britannien gewollt. Willi war kein Soldat, der nach Hause ging, weil der Krieg zu Ende war. Willi war ein Soldat, der einen Befehl verweigert hatte. Ein Deserteur, auf dessen Tat standrechtliches Erschießen stand.

Felice schob sich weiter, um zu Recha aufzuschließen. Sie, der es immer das Wichtigste gewesen war, nur sie selbst zu sein, sehnte sich auf einmal danach, zu einer Gruppe zu gehören, nicht allein von dem Strudel erfasst zu werden, der Vertrautes

fortschwemmte. Auch wenn außer ihr nur noch Recha von dieser Gruppe übrig war.

Im Laufen drehte Recha sich um, lief ein paar Schritte rückwärts und hielt mit ihrem Blick den von Felice fest. Dann wandte sie sich wieder nach vorn. Der Zug nahm die Breite der Straße ein. Felice sah Menschen bis zur Kreuzung, wo sie in die Prachtstraße Unter den Linden eintauchten, dem Pariser Platz mit dem Brandenburger Tor entgegen.

»Wohin wollen die alle?«, schrie sie und kam sich dümmlich vor, ignorant wie die Prinzessin hinter dem Mond, als die sie ihre Schwester Ille verspottet hatte.

Recha drehte sich nicht noch einmal um. Stattdessen wandte ein Mann den Kopf, ein langer Lulatsch in einer zu dünnen Joppe. Felice zwang sich, vor seinem Gesicht nicht zurückzuschrecken. Es war wie Gabriels Gesicht: zerfetzt und zusammengeflickt, lebendig, doch nicht länger menschlich. »Zum Reichstag«, sagte der Mann. Die Fratze des Grauens verzog sich zu etwas, das ein Lächeln gewesen sein mochte.

Ein Tag fiel Felice ein, ein längst vergangener Morgen im Frühsommer ’14, als sie am Spreeufer mit Quintus darüber gestritten hatte, welche Bedeutung dem Geschenk eines Lächelns zukam.

Und wenn man keines mehr zu verschenken hatte? Sie wollte die Ruine eines Lächelns erwidern, brachte ein klägliches Zucken zustande und war heilfroh, als der Mann sich abwandte. Unter ihren Mantel kroch ein Frösteln, vielleicht mehr vor Angst als vom Wind. Felice riss sich zusammen und stieß endlich zu Recha vor. Sie hatten die Kreuzung erreicht und bogen nach Unter den Linden ein.

Auch die Prachtstraße war, so weit das Auge reichte, mit Menschen gefüllt. Am Rinnstein reihten sich Wagen, auf denen Soldaten postiert waren. An ihren Pickelhelmen glaubte Felice die Sterne der Garderegimenter auszumachen. Es musste ein

Irrtum sein. Wenn die Garde aufmarschiert war, des Kaisers viel gerühmte Elite, wäre diese eingeschritten und hätte das Feuer auf die Menge eröffnet. Aber nichts rührte sich, keine Hand, kein Lauf. Die Krakeeler von der *BZ* mussten recht haben: Hier herrschte kein Kaiser mehr, zog keine Heeresleitung die Zügel straff.

Damit Recha ihr nicht entglitt, griff Felice nach ihrem Arm, erwischte den weichen Pelz ihres Mantels und krallte sich darin fest. »Hat Ihnen Birnbaum etwas gesagt?«, rief sie keuchend. »Hat er Willi gesprochen, ist er gesund, wird er ordentlich behandelt?«

»Ich weiß nichts«, gab Recha zurück. »Wie gesagt: Das Gespräch wurde unterbrochen. Wir hatten gerade noch Zeit, uns bei *Habel* zu verabreden.«

»Bei *Habel*? In der Destille?«

»Vermutlich eher vor der Tür.« Recha schwenkte den Kopf in Richtung der Massen. »Samstags ist bei *Habel* kein Platz zu bekommen, selbst wenn nicht gerade die Revolution ausbricht. Heute wird dort vermutlich gar nicht serviert.«

Eine Zeit lang wurde es zu laut, um sich zu verständigen. Vor ihnen ragte das Brandenburger Tor auf, durch dessen mittlere Durchfahrt allein die kaiserliche Familie hatte fahren dürfen. Die Quadriga stand vor dem dunklen Himmel wie in eine Münze geprägt. Würde sie als Trophäe nach Paris verbracht werden, jetzt, da Deutschland den alles niederwalzenden Krieg verloren hatte?

Wir nicht, dachte Felice. *Wir können den Krieg nicht verloren haben, Frauen, Kinder, Jungen wie Willi, die keine Ahnung hatten. Gegen uns ist gekämpft worden wie gegen Frankreich und Großbritannien, und wenn Frankreich, Britannien und ihre Verbündeten gewonnen haben, muss ihr Sieg auch für uns gelten.*

Sie mussten die Männer, die in Kiel gefangen saßen, befreien und etwas Neues beginnen, ehe das Alte ihnen den Sieg entriss. Würden sie dazu die Kraft aufbringen? Die Gesichter der Solda-

ten tanzten vor Felice im Nebel – zerschlagen, ausgehungert, mit den todmüden Augen von Greisen. Wer so viel Ende erlebt hatte, welchen Mut hatte der noch zu einem Anfang?

Aber sie waren doch so viele, die ganze Stadt im Aufbruch, sie konnten erreichen, was immer sie zu hoffen wagten!

Keine Frau, die studiert hat, darf mehr um Erlaubnis betteln müssen, ihren Beruf auszuüben.

Kein Mann, der nach Abenteuern hungert, darf sich dafür in einem Krieg verheizen lassen.

Kein halbes Kind darf einen Mann heiraten, der ihm zuwider ist, und bei ihm bleiben, auch wenn es lieber sterben will.

Die Vorstellung war atemberaubend und besänftigte für kurze Zeit Felices Angst. Sie bogen in die Straße zum Reichstag ein. Über eine Tribüne hinweg starrte der hölzerne Hindenburg auf eine Welt, die er nicht begriff. Der Platz war schwarz vor Menschen, die niemand hinderte, bis auf die Stufen und unter die Fenster des Gebäudes vorzudringen.

»Schluss mit dem Krieg«, rief einer der Männer vom Wagendach. »Alle strategischen Flecken in dieser Stadt sind besetzt.«

Ein weiterer stimmte ein, gleich darauf ein dritter: »Jetzt wird man uns hören müssen. Schluss mit dem verdammten Krieg.«

Mit einer Spur Erstaunen vernahm Felice ihre eigene Stimme, dann pflanzte sich der Ruf als tausendfaches Echo fort: »Weg mit Ludendorff, Hindenburg, weg mit dem Kaiser! Nie wieder Krieg.«

2

Der Strom glich nun einer Soße, die zu Aspik verkocht war und nicht mehr vom Löffel floss. Felice und Recha kamen nur noch in winzigen Schritten voran. Inmitten der Menschenmassen entdeckte Felice einen Mann auf einer Trittleiter. Er war mager und eckig und hätte auch ohne Erhöhung die Menge überragt. Um die Taille hatte er sich einen Tragriemen geschlungen, der den Holzstiel eines Schildes auf seinen Schulterblättern festhielt. In grässlicher Sauklaue hatte jemand »Presse« daraufgekritzelt.

Albern, dachte Felice und erkannte ihn. Nicht nur ihr Herz, sondern ihr ganzer Körper schien zu klopfen.

Recha drehte sich um. »Ist das nicht Ihr Bekannter? Von der *BZ am Mittag*?«

Felice konnte nur nicken. Der Wind zerrte an Quintus' schlecht geschnittenen Locken, auf denen er eine Schiebermütze trug, die ihm nicht stand. Sie glaubte ihn pfeifen zu hören, wie er immer gepfiffen hatte, erst diesen seltsamen, schwermütigen Walzer *Tiralala tiralala* aus einer Operette, die ausgerechnet *Der tapfere Soldat* hieß, und dann das englische Lied, von dem Felice sich wünschte, sie bekäme es irgendwann einmal aus dem Kopf.

Roses are shining in Picardy
In the hush of the silver dew …

Albern, albern, albern. Sie musste sich die Hände auf das Herz pressen, beide Hände, weil es so sehr raste.

»Ich dachte, mir hätte jemand erzählt, er wäre in Flandern … Nicht wie bei Wolfgang. Sondern vorm Militärgericht. Ich dachte, ich hätte gehört –«

»Ich habe das auch gehört«, fiel ihr Felice ins Wort. Der eisige Wind trieb ihr Tränen in die Augen. »Alle möglichen Leute haben es erzählt, sogar sein Onkel, der gesagt hat, die Familie hätte den Leichnam aus Flandern nach Hause holen wollen und zu hören bekommen, das stehe außer Frage. Wenn schon bei unseren tapfer den Heldentod sterbenden Soldaten, dann erst recht bei Verrätern.«

»Kein Wunder, oder?« Rechas Blick blieb ruhig. »Wenn kein totes Getier mehr durch die Blockade kommt, um die Leute zu füttern, warum dann tote Menschen, die niemandem nützen?«

Sie hatte recht. Berlin verhungerte. Eine Lieferung, die sich in die blockierte Stadt durchschlug, mochte Leben retten. Die Toten dagegen blieben tot, wo immer man sie hinschaffte.

Alle Toten. Bis auf Quintus Quirin, der wieder einmal jeder Regel ein Schnippchen schlägt.

»Wie es aussieht, hat Ihr Bekannter es ohne Leichentransport geschafft«, sagte Recha. »Wenn Sie zu ihm gehen wollen, halte ich Sie nicht auf.«

»Um Gottes willen, nein!«, rief Felice. »Er ist nicht mehr mein Bekannter. Ich meine: Wir haben uns entzweit, haben nichts mehr miteinander zu tun.« Sie brach ab. Warum betrug sie sich, als wäre sie Recha Rechenschaft schuldig? »Für mich geht es allein um Willi. Ich muss ihn freibekommen, das ist alles, was mich kümmert.«

Recha wies mit dem Kopf nach links. »Da drüben ist Birnbaum.«

Felice wandte sich von Quintus ab und sah, dass sie *Habels* Destille fast erreicht hatten. Wie Recha befürchtet hatte, platzte

das Lokal aus den Nähten. Gäste mit Gläsern in den Händen quollen auf die Straße. Jäh sehnte sie sich nach dem *Babylon*, nach sommerlichem Kneipenlärm, der sie aus ihrem Zimmer hinunter ins Getümmel gerufen hatte, nach den Betreibern, die ihr Lieblingsgetränk unaufgefordert vor sie hin stellten. Zitronenwasser und einen kleinen Kirsch. Und nach Poetge. Nach weich gekochten Eiern im Glas.

In einem Mann, der einen grauen Hut auf einem unförmigen Kopf trug, glaubte sie, Birnbaum zu erkennen. Vor einer Ewigkeit, auf einer Silvesterfeier, hatte sie geglaubt, das müsse ein Witz sein: Ein Mann, dessen Kopf wie eine Birne aussah, konnte unmöglich Birnbaum heißen. Heute interessierte sie nur, ob er Nachricht von Willi hatte. Blindlings, ohne Rücksicht, kämpfte sie sich durch. »Herr Birnbaum«, rief sie aus Leibeskräften, »ich bin Felice zur Nieden, Unteroffizier zur Niedens Schwester – bitte sagen Sie mir, wie es meinem Bruder geht. Ich habe mir auf sämtlichen Ämtern den Schädel eingerannt, ohne die kleinste Nachricht zu erhalten.«

Birnbaum, umringt von einer Gruppe junger Leute, drehte sich um. »Fräulein zur Nieden.« Er wirkte verwirrt, zog den Hut und kratzte sich am Kopf.

»Sie ist mit mir gekommen«, rief Recha, doch eine andere rief viel lauter. »Feli, Feli!« Aus dem Pulk hinter Birnbaum tauchte eine Gestalt in Pelzpelerine und mit unfrisiertem blonden Haar auf. Sie stürmte auf Felice zu, dass die Umstehenden kaum schnell genug aus dem Weg springen konnten. Dabei schrie sie ohne Unterlass weiter: »Feli, Feli, Feli!«

Ihre Schwester Ille.

Keine Armlänge vor sich sah Felice ihr rot geweintes Gesicht, dann warf Ille sich ihr an die Brust. Alles in ihr sträubte sich, wollte die Schwester von sich stoßen. Die Tage, in denen sie sich wie drei zu klein geratene Musketiere unter einer Decke Treue geschworen hatten, waren lange vorbei. Felice hatte Ille klarge-

macht, dass deren Lebenswandel sich mit einem Mindestmaß an Anstand nicht vertrug. Sie hatte sich für Ille geschämt: Wie konnte ein Mensch so tief fallen, wie seine Würde so preisgeben?

Sie kam sich vor wie ihre Mutter, die nichts mehr hasste als Szenen. *Ich mache mich steif, wie Sybille es getan hat, wenn Ille hingefallen ist und in ihre Arme wollte. Aber ich will nicht so sein. Ich will verdammt noch mal nicht wie meine Mutter sein.*

Ille gab ein wimmerndes Geräusch von sich. Über ihr Gesicht liefen Tränen und Rotz.

Felice zwang sich, die Arme um den zuckenden Körper zu legen. Sie wusste, sie hätte Ille Fragen stellen müssen, doch die Angst vor Antworten hinderte sie. Ging es um Willi? Hatte Ille Gewissheit, während sie selbst sich an leere Hoffnungen klammerte?

Statt ihrer fragte Recha: »Was ist denn passiert, Frau Berndt? Wo ist Gabriel?«

»Gabriel.« Ille weinte auf. »Er hat mir geholfen. Ich brauchte doch einen, der mir hilft.«

Felice befreite sich. »Der dir wobei hilft?«

»Reinhold zu suchen!« Illes Finger krallten sich in ihre Schultern. »Er ist verschwunden. Ich kam mit den Kindern vom Spielen, und Reinhold war fort.«

Felice versuchte aufzuatmen. Es war nichts weiter als Illes übliches Theater, ihr Heischen nach Aufmerksamkeit. Ihr Mann Reinhold verschwand des Öfteren, und für gewöhnlich war Ille darüber nicht verzweifelt, sondern froh.

»Gibste jetzt mal Ruhe, du Singuhr«, schimpfte ein Mann. »Bei dem Geplärr wird ja der Hund in der Pfanne verrückt.«

Andere, vor allem Frauen, versteckten Neugier hinter Hilfsbereitschaft: »Na, na, wer wird denn so weinen? Wo drückt denn der Schuh, die Welt geht ja wohl nicht gleich unter.«

»Isse doch längst«, knurrte der Mann, dem der Hund in der Pfanne verrückt wurde. »Wozu sich also noch ins Hemd machen?«

Ille weinte. »Reinhold ist weg. Gabriel ist los und sucht ihn, aber er kann ihn ja nicht finden.«

»Sie haben Gabriel geschickt, um Ihren Mann zu suchen?«, fuhr Recha dazwischen. »Sind Sie von Sinnen? Ihr Mann hat gesagt, wenn Gabriel sich noch einmal in Ihre Nähe wagt, bringt er ihn um.«

Statt einer Antwort krümmte sich Ille wie unter Schmerzen. Felice kam es vor, als wüchse der Pulk, der sich um sie scharte, in Windeseile an, als hätte Illes privates Drama den Ereignissen um das Reichstagsgebäude die Schau gestohlen.

»Frau Berndt!«, rief Recha, packte Ille bei der Schulter und rüttelte sie. »Sagen Sie mir, was passiert ist und wo ich meinen Bruder finde, ehe ein Unglück geschieht.«

»Ich weiß doch nichts!« Illes Worte waren kaum zu verstehen. »Ich hab mich um meine Kinder kümmern müssen, wir waren spielen an der Blanken Helle.«

»Spielen am Pfuhl?«, platzte Felice heraus. »Bei dem Wetter?«

Ille nickte und begann, wie ein Automat ihre Rede abzuspulen: »Ich bring die Kinder oft dorthin, wenn Reinhold zu Hause ist, damit sie ihm nicht im Weg sind. Sie spielen da gerne. Manchmal, wenn es uns zu kalt wird, setzen wir uns in die Konditorei. Lise isst einen Liebesknochen und Jenny einen Windbeutel, weil sie sagt, der schmeckt nach frischer Luft. Wenn wir nach Hause kommen, ist Reinhold eingeschlafen. Wir schleichen auf Zehenspitzen ins Haus und haben unsere Ruhe.«

Ich hätte mich um sie kümmern müssen, dachte Felice. *Egal, was sie tut. Sie war die Kleinste von uns, und etwas in ihr ist noch immer das Kind, das aus Glanzbildern Kränze ausschnitt, sooft im Goldfischglas ein Fisch gestorben war.*

Ein läppischer Vers aus einem Poesiealbum schien im Wind zu flattern wie die Schnur eines verlorenen Ballons:

Und bittend soll
Dies Blättchen Dich erinnern:
Ich möcht' nicht ganz von Dir vergessen sein.

»Und heute?«, fragte Recha. »Als Sie heute von der Blanken Helle nach Hause kamen, war Ihr Mann nicht eingeschlafen?«

Verstört wandte Ille sich ihr zu. Mit dem wirren Haar, das ihr ins verschwollene Gesicht hing, wirkte sie wie eine Geisteskranke oder eine Trinkerin. »Heute? Nein, heute hat er nicht geschlafen.«

»Aber er war zu Hause?«

Wild schüttelte Ille den Kopf. »Nein, nein, das sage ich doch. Er war nicht zu Hause, ist verschwunden, wir wissen nicht, wo er ist.«

»Herrgott, er wird ausgegangen sein«, sagte Felice. »Hast du mir nicht erzählt, er ist mehr in der Wirtschaft als bei euch im Haus?«

Illes wasserblaue Augen, die sonst rund waren wie bei einer Porzellanpuppe, verengten sich zu Schlitzen. Die Haut um das linke war schwärzlich verfärbt. »Heute nicht«, wiederholte sie. »Er wollte zu Hause bleiben, das hat er mir gesagt.«

»Dann hat er seine Meinung eben geändert.«

»Und was ist mit Gabriel?«, fiel Recha ein. »Was hat Gabriel mit alledem zu tun, war er mit Ihnen am Pfuhl?«

»Nein, nein!«, rief Ille. »Er war … Wir haben ihn auf der Straße getroffen, und er hat uns geholfen – weiter war nichts.«

»Hören Sie damit auf«, sagte Recha. »Ihr Mann ist verschwunden, und mein Bruder sucht ihn? Das kann nicht stimmen, und das wissen Sie. Ich habe Ihnen gestern Nachricht gesendet, weil ich fand, es stünde Ihnen als Willis Schwester zu, von seinem Befinden zu erfahren. Ich bin Gabriels Schwester. Gestehen Sie mir dasselbe zu. Mein Bruder ist hilflos. Bei dem Aufruhr in den Straßen würde er nicht weit kommen.«

Ihre Stimme hatte beherrscht geklungen, und ihr Blick verriet kein Flattern. Felice aber sah, wie sie zwischen den Worten die Kiefer anspannte. Die schöne Recha, die Selbstsichere, die nichts aus dem Gleichgewicht brachte, hatte so viel Angst wie sie selbst.

Ille verstärkte den Griff um ihre Schultern. »Gabriel«, wimmerte sie. »Großer Gott, Gabriel!«

»Gott hilft uns nicht weiter«, rief Recha. »Wo mein Bruder ist, will ich wissen.«

»Und wo sind deine Kinder?«, fuhr Felice dazwischen.

Über Illes blauschwarz verfärbte Haut rollten Tränen und brachten die Schwellungen zum Glänzen.

»Die Kinder.« Felices Kehle wurde eng. »Lise und Jenny, wo sind die?« Blitzschnell überschlug ihr Hirn die Daten. Lisette, ihre ältere Nichte, war vor dem Krieg geboren worden und ging so gut wie zur Schule, aber Jenny, ihre Patentochter mit dem unkindlichen Mundwerk, konnte keine vier Jahre alt sein. *Ich hätte mich kümmern müssen,* durchfuhr es sie von Neuem. Sie hatte keine Kinder in ihrem Leben gewollt, war zu sehr mit ihren eigenen Dingen beschäftigt. Jetzt aber war das auf einen Schlag anders. Diese Kinder gehörten zu ihrer Familie, sie hatten ein Anrecht auf ihren Schutz.

»Wo sind Lise und Jenny?« Sie umfasste Illes Gelenke. »Du hast sie nicht allein zu Hause gelassen, nicht wahr?«

»Der Hermann ist ja da«, stammelte Ille. »Sie sind nicht alleine, meine Kleinen, der Hermann ist da und passt auf.«

Hermann war Illes Stiefsohn aus Reinhold Berndts erster Ehe, ein geducktes Bürschlein, das keinen gesunden Eindruck machte. Wieder rechnete Felice nach. Der Junge war zehn gewesen, als Ille geheiratet hatte, er musste sechzehn sein, so gut wie wehrfähig. Im Grunde sprach nichts dagegen, ihm die Aufsicht über seine kleinen Schwestern zu übertragen, doch bei dem Gedanken wurde Felices Nacken noch steifer. »Wir gehen sie holen«, sagte sie und wollte Ille beim Arm nehmen.

»Nein, nein!« Ille wich zur Seite und prallte gegen Recha. »Nicht dorthin zurück, bitte nicht. Gehst du mit mir zur Polizei, Feli? Ich muss doch Meldung machen, dass mein Mann vermisst wird.«

»Ich gehe mit Ihnen«, sagte Recha. »Wenn Sie Ihren Mann als vermisst melden, melde ich meinen Bruder.«

»Bitte nicht!«, flehte Ille. »Gabriel ist nichts passiert. Wenn Sie ihn nicht melden, kommt er zurück, und alles wird wieder gut.«

»Das möcht' ich ja mal sehen, was wieder gut werden soll, nachdem die's zu Gelump gedroschen haben«, knurrte ein Mann, der aus einem Halbliterglas ein Helles trank. »Und jetzt setzen die sich ab. Der Kaiser ist irgendwo in Holland, und die Ratte Ludendorff macht auch, dass sie von dem sinkenden Kahn noch runterkommt.«

»Halt die Klappe, Rudi!«, brüllte einer seiner Kumpane. »Da ist einer am Fenster.«

»An wat für'm Fenster?«

»Da drüben, im Reichstag – das ist der Scheidemann!«

Im Nu brüllte alles durcheinander. Felice reckte sich und sah, dass eines der Bogenfenster des Westbalkons geöffnet worden war. Männer in Anzügen reihten sich wie steinerne Standbilder, aber einer scherte aus und erklomm die Balustrade. An seinem von einem weißen Haarkranz umgebenen Kahlschädel und den runden Brillengläsern war er als Philipp Scheidemann erkennbar, einer der führenden Köpfe der Sozialdemokraten.

»Arbeiter und Soldaten!«, rief er über das jäh verstummte Menschenmeer hinweg. »Furchtbar waren die vier Kriegsjahre. Grausam waren die Opfer, die das Volk an seinem Blut hat bringen müssen.«

Der war nicht hier, um mit einer inhaltsleeren Rede die Leute noch einmal zu beschwichtigen. So, wie er dastand und ihnen entgegensah, wusste er, dass die Zeit des Stillhaltens vorbei war,

dass das, was er sagen würde, ein Stich mit einem gewaltigen Spaten sein musste, der ein neues Fundament aushob.

Etwas in Felice wollte Scheidemann zurufen: *Das geht doch nicht! Nicht jetzt, wo ich den Kopf zum Platzen voll habe, wo ich nicht weiß, ob mein Bruder noch lebt, wo ich nicht weiß, was meine Schwester umtreibt, nur dass es nichts Gutes ist.*

Ille stöhnte und sackte auf die Knie. Felice versuchte, sie zu packen, erwischte sie aber zu spät.

»Der Kaiser hat abgedankt!«, rief Philipp Scheidemann.

»Gabriel«, heulte Ille.

»Verdammt, Ille, komm zu dir!« Felice bemühte sich, sie an den Schultern hochzuziehen.

Scheidemanns Stimme hallte über den Platz: »Arbeiter und Soldaten, seid euch über die Bedeutung dieses Tages bewusst! Unerhörtes ist geschehen. Große und unübersehbare Arbeit steht uns bevor!«

Recha sprang Felice zu Hilfe und zerrte an Illes Schultern. Ille aber krümmte sich heulend vornüber und war nicht zu bewegen.

»Was haben Sie und Gabriel getan, worin hat mein Bruder sich verwickeln lassen?«

Felice schob sie beiseite. »Jetzt lass uns nicht alle verrücktspielen. Wichtig ist, dass du uns sagst, was mit den Kindern ist.«

»Meine Kinder«, wimmerte Ille. »Meine armen kleinen Kinder.«

»Das Alte und Morsche ist zusammengebrochen«, rief Scheidemann.

Felice und Recha gaben alles, um Ille in die Höhe zu hieven, aber die schlug um sich und biss. Ein Mann drängte sich zu ihnen durch und drehte Felice an den Schultern zu sich. »Hat jetzt keinen Sinn«, keuchte er und sah sie an. »Lass sie sich austoben. Irgendwann verlassen sie die Kräfte, dann beruhigt sie sich.«

Quintus Quirin. Die alberne Schiebermütze noch auf dem Kopf. Felice wollte sich befreien, doch die Kräfte versagten ihr.

Sie ließ sich gegen ihn sinken. In ihren Ohren dröhnten nicht länger seine Prahlereien, sondern das englische Lied und die stille Stimme, mit der er versucht hatte, ihr von der Stadt namens Wipers zu erzählen: *»In der Nacht kann ich nicht schlafen«, hat das Mädchen gesagt. »In der Nacht weint Wipers, meine Stadt.«*

»Es lebe das Neue!«, schrie Philipp Scheidemann. »Es lebe die deutsche Republik!«